

*Wenn Glaube aus Selbstbewahrungsangst nicht mehr für neue Sehweisen der Wahrheit offen und zu größerer Freiheit unterwegs ist, dann kommt es einem schließlich mehr auf den formulierten Glauben an als auf die Wirklichkeit, der der Glaube gilt. Man glaubt an den eigenen Glauben statt an den lebendigen Gott.*

*Heinrich Spaemann*

## Am Scheideweg

Wenn nicht alles täuscht, steht die Kirche gegenwärtig an einem Scheideweg. Es werden Weichen gestellt, die das kirchliche Leben langfristig bestimmen dürften. Die in der Kirche Verantwortlichen, vorab der Papst und die Bischöfe, bemühen sich um „Sammlung“, um eine Konzentration der Kräfte nach Jahren diffuser Ausuferungen; um ein neues, gefestigteres, allein im Glauben wurzelndes kirchliches Selbstbewußtsein nach einer längeren Periode erkennbarer Identitätsschwäche. Man verfolgt entschieden eine Strategie der Abhebung und Unterscheidung vom profanen Umfeld, nachdem die Übergänge vom Geistlichen ins Weltliche für längere Zeit fließend geworden waren. Es gehört zu solcher Strategie, die weiterschwelenden innerkirchlichen Krisenherde, die aus einem gewandelten Verständnis kirchlicher Autorität, aus dem für den einzelnen eher schwierigen Doppeldasein des Christen in Kirche und Welt und nicht zuletzt aus einem veränderten Glaubensstil auch bekennender Christen herrühren, durch gezielten Einsatz hierarchischer Autorität zu überwinden. Das Ziel ist klar: Die Kirche will letztlich inmitten einer geistig sehr heterogenen Welt unterschiedlichster Überzeugungen und Lebensformen ihre missionarische Kraft zurückgewinnen. Das setzt eine Verdeutlichung des Glaubensprofils voraus oder, wie es *Joseph Kardinal Ratzinger* an *Silvester* im Blick auf *Johannes Paul II.* formulierte, eine „Entmischung von Wahrheit und Unwahrheit“. Ein entschiedener Glaube duldet keine Halbheiten. Gefordert wird Eindeutigkeit in Bekenntnis und Zeugnis. Jeder soll an der Kirche, an ihrer Leitung, an ihrer Theologie, an ihrer Verkündigung und an ihren Gesetzen ablesen können, was für ein Christenleben als Bekenntnis und Lebensführung verbindlich ist. Jedermann soll wissen, was er von der Kirche zu halten hat, was nach katholischem Verständnis christlicher Glaube ist und was nicht.

## Die Situation ist günstig

Mit solcher Festigkeit glaubt man das Ziel zu erreichen. Aber unterliegt die Kirche dabei nicht einer grundlegenden Täuschung? Ginge man nur von gewissen Elementen der aktuellen kirchlich-profanen Stimmungsbilder aus, dann gewiß nicht. Viele Katholiken sind der Auseinandersetzungen der späten sechziger und frühen siebziger Jahre längst müde. Einiges an Unruhe konnte durch Synoden oder ähnliche Meinungsbildungsprozesse kanalisiert werden. Die wirklich Unzufriedenen haben sich aus der öffentlichen Auseinandersetzung in die private Religiosität zurückgezogen. Andere sind in religiöse Subkulturen abgewandert oder haben sich auf eine Haltung festgelegt, nach der sie eine Erneuerung der Kirche im Sinne der ursprünglich mit dem Konzil verknüpften Hoffnungen nicht mehr erwarten, oder sind aus dem kirchlichen Leben längst ausgewandert. Nicht wenige sind unsicher geworden über das, was nach dem Konzil an Reformeifer an die Oberfläche gekommen ist, und suchen Halt in einer festen religiösen Tradition. Sie erwarten von der Kirche ohnehin in erster Linie nicht neue Aufbrüche, sondern Festschreibung von Stimmungen und Haltungen, die in ihr eigenes Lebens- und Gesellschaftsbild passen und dieses stützen.

Fast parallele Erwartungen kommen *von außen* auf die Kirche zu. Sie soll ihren Part spielen, auch als gesellschaftlich-moralische Ordnungsinstanz inmitten der Umwandlung oder Auflösung von Wertordnungen. Gerade viele von denen, die die Kirche nur von außen betrachten, sehen in ihr in erster Linie einen Ordnungsfaktor, der als solcher „leider“ an Einfluß verloren hat. Sie wünschen der Kirche in diesem Sinne mehr Einfluß zurück, auch wenn sie selbst in Distanz zu ihr bleiben. Ja die säkulare Gesellschaft neigt

von sich aus dazu, der Kirche Aufgaben zuzuweisen, die sie selbst und ihre Führungen mitten im beschleunigten Sozial-, Kultur- und Wertwandel am wenigsten ausfüllen kann; und das sind vor allem Aufgaben der inneren Festigung, der Durchsetzung von Ordnungsprinzipien des Geistigen, politisch formuliert, vorwiegend „konservative“ Aufgaben im vopolitischen Raum. Diese Erwartungen mögen in erster Linie nur bei den politisch Führenden anzutreffen sein und weniger in der Bevölkerung als ganzer. Je mehr aber grundlegende Ordnungen des Lebens ins Wanken geraten oder der Eindruck entsteht, sie gerieten ins Wanken, um so mehr wird auch in der Bevölkerung, jedenfalls bei dem Teil, der noch eine Beziehung zur Kirche oder wenigstens eine Vorstellung von ihr hat, in erster Linie Halt, Klarheit, Sicherheit erwartet.

Auch eine *religiöse Grundstimmung*, die weit über die Kirche hinausreicht, kommt dem Verlangen nach innerer Festigung entgegen. Nachdem der Wissenschaftsglaube, die Hoffnung in die mehr oder weniger problemlose menschliche Gestaltbarkeit der Technik, das Vertrauen in stetes wirtschaftliches Wachstum Risse bekommen hat, werden religiöse Fragen von neuem virulent, brechen zumindest religiöse Stimmungen wieder durch, wird nachdrücklicher wieder gefragt, ob denn der Mensch nicht eines ganz anderen Haltes bedarf, als ihn *staatlich* gewährte Sicherheit, berufliche Leistung und Konsum zu bieten vermögen. In solchen Situationen hat auch die Kirche erhöhte Chancen, wieder gehört zu werden, wenn sie das rechte Wort findet.

Der gegenwärtige *Papst* ist in diesem Sinne ein Meister des Wortes. Wie kein anderer hat er in den letzten Monaten die Kirche ermutigt und die Gläubigen in die Offensive geführt. Mehr als alle anderen hat der durch seine geistige Eroberungsstrategie und die Zustimmung, die er durch seine Rundschreiben und seine Reisen ausgelöst hat, das Selbstbewußtsein der Kirche gestärkt. In ihm bzw. in einem fast providentiellen Zusammentreffen von einer verbreiteten Grundstimmung, die in der Kirche nach Halt sucht, und einem Papst, der diese an die Kirche gerichteten Erwartungen in seiner Person und durch seine Amtsführung auf fast spektakuläre Weise zu erfüllen vermag, liegt, so scheint es, gegenwärtig die eigentliche Hoffnung auf Stabilisierung und Aufbruch zugleich. Die statistischen Bewegungen im kirchlichen Leben, die da und dort – beim Priesternachwuchs, beim Kirchenbesuch gewisser Jahrgänge – einen kleinen Aufwärtstrend oder – wie bei den Kirchaustritten oder bei den Taufen – eine Abflachung negativer Trends signalisieren (vgl. dieses Heft, S. 57), fallen daneben kaum ins Gewicht.

Es ist also kein Wunder, wenn, durch die vom Papst ausgelöste Zustimmungsbewegung ermuntert, nun überall Klärungsprozesse in Gang gesetzt werden, die auf mehr Durchsichtigkeit, Geschlossenheit und Festigkeit dringen. Die „große Disziplin“, eines der zentralen Stichworte in der „Programmsprache“ Johannes Pauls I. war offenbar *das* Thema der beiden Konklave 1978. Es leuchtet ein, daß solche Disziplin, was immer im einzelnen darunter zu

verstehen ist – Dogma, Moralregeln, Kirchenrecht –, in einem Klima öffentlicher Zustimmung, auch wenn diese Zustimmung nur von kleinen Teilen der Bevölkerung kommt, leichter zu verwirklichen ist, als wenn der Kirche der Wind ins Gesicht bläst und die kirchliche Autorität verunsichert ist.

Niemand wird überdies bestreiten, daß es in bezug auf die letzten 10 bis 15 Jahre in den verschiedenen Teilen der Welt kirchlich einiges zu korrigieren gibt, daß die Loyalität nach innen und die Überzeugungskraft nach außen gelitten haben, daß in der Verkündigung nicht alles gesagt wurde, was die Kirche an christlicher Deutlichkeit Gläubigen und Ungläubigen schuldig ist, daß da und dort die eschatologische Botschaft des Christentums mit recht irdischen Hoffnungen verwechselt wurde, daß gelegentlich auch christliches Freiheitspathos zu sehr mit irgendwelchen Emanzipationsgedanken durcheinandergebracht wurde.

## Die Gefahr, die Menschen zu verfehlen

Verständlich ist also unter den gegebenen Umständen eine solche Strategie. Aber welche *Mittel* werden dafür eingesetzt? Ist die Kirche nicht gerade durch die gezielt eingesetzte neue Festigkeit in Gefahr, am Menschen vorbeizudenken und -zuhandeln? Gerät sie so anstatt in einen missionarischen Aufbruch möglicherweise nicht in eine *neue Enge*, die ihre gesellschaftliche Wirkkraft als Glaubensverkünderin und Glaubensgemeinschaft zusätzlich beeinträchtigt? Kein geringerer als der Erzbischof von Westminster, *Basil Kardinal Hume*, hat erst Anfang Januar in einem Times-Artikel geschrieben, Konflikte in der Kirche seien besser als Gleichgültigkeit, auch im Verhältnis von Theologie und Lehramt. Verraten Klärungsversuche, wie sie jetzt durchgeführt werden, ganz im Gegensatz zu dem, was der Papst der Kirche an Ermutigung zuspricht, nicht vielfach Konfliktscheuheit?

So manches wird kirchenamtlich beanstandet und verurteilt, was in der Gesamtkirche noch lange nicht ausreichend durchdiskutiert ist. Nicht immer wird so viel Geduld geübt wie im Fall Küng. Oft wird auch bei Fragen und Fällen von minderer Bedeutung sehr autoritativ durchgegriffen, selbst wenn es nicht eindeutig um Wahrheit oder Unwahrheit, um Erhellung oder Verdunkelung des Glaubens geht. Vieles aber würde sich mit den Methoden einer redlich suchenden Theologie ohnehin von selbst klären. Und anderes, was sich nach langer Auseinandersetzung als wirklich unvereinbar mit dem Glauben herausstellt, kann dann um so überzeugender und bei weniger Unverständnis der Gläubigen zurechtgerückt werden. Zudem ist es wohl etwas anderes, ob zentrale christliche Wahrheiten im Spiele sind oder ob dieser oder jener Theologe, Geistliche oder Laie eine abweichende Meinung in einer theologischen oder pastoral-praktischen Einzelfrage hat. Wird nicht gerade in letzter Zeit die „*missio canonica*“ auch in den „unteren“ Rängen, für Religionslehrer und Pastoralreferenten, nach recht engen Maßstäben erteilt bzw. nicht erteilt?

Wird nicht von Verantwortlichen selbst hin und wieder vor zu großer Richtlinien-Perfektion, vor einem neuen Zug zu einer verwalteten Kirche gewarnt? Oder andersherum, muß eine päpstliche Glaubensbehörde auch dann schon eine zentrale Prüfung vornehmen, wenn es, wie beispielsweise bei dem jetzt verurteilten, von der Katholisch-Theologischen Gesellschaft von Amerika herausgegebenen Werk „Human Sexuality“ (vgl. HK, Jhg. 31, Oktober 1977, 533), um zugegebenermaßen noch nicht ganz ausgegorene anthropologische Probleme der Sexualethik geht? Läßt sich so etwas durch Auseinandersetzung im betreffenden Land selbst nicht besser und mit mehr Kontakt zum eigentlichen Problem zu einer für die Verkündigung tragbaren Lösung führen, ohne daß das Denken bereits im vorthologischen Raum zu sehr eingeengt wird? Gelte das nicht auch für eine so regionale Sache wie die Theologie der Befreiung in Lateinamerika?

Warum müssen überhaupt so viele Beanstandungen zentral aufgegriffen werden, wo vieles ohnehin nur von regionaler Reichweite ist? Müssen selbst bischöfliche Dokumente bis in unwichtige Details zentral entschärft werden (vgl. ds. Heft, S. 91 ff.)? Und klagen nicht selbst bischöfliche Kurien in Deutschland und anderswo, es komme von Rom her ein neuer Zentralismus? Man müsse nun so ziemlich alles wieder „vorlegen“.

Oder ein anderes Beispiel: Geht es an, daß alle *Laisierungsverfahren* von Geistlichen zentral, für längere Zeit oder überhaupt für die ganze Welt (für wie lange?) ausgesetzt werden? Man mag in den vergangenen Jahren lax mit Laisierungsgesuchen umgegangen sein. Man kann das Verfahren so verbessern, daß es dem Ernst des geistlichen Berufes und der damit eingegangenen Verpflichtungen gerecht wird. Der Vorwurf von *Silvio Kardinal Oddi*, es fehle bei den Betroffenen einfach an „Innenleben“ und „Opferbereitschaft“, gut und recht. Wo fehlt es daran nicht! Aber gibt es in dieser Beziehung für die zentrale Kirchenleitung keine drängenden Probleme, die gelöst werden müssen, und keine menschlichen Überforderungen und Katastrophen? Werden nicht auch hier oft wohlmeinende Leute unnötig der Kirche entfremdet? Und lassen sich solche Situationen in den Ortskirchen nicht sehr viel besser vorklären als von einer zentralen Behörde, wo im kirchlichen Bereich ohnehin die meisten Probleme – disziplinar, lehrhaft, kulturell-ethisch – regionale oder kontinentale Probleme sind oder wenigstens eine sehr starke regionale Komponente haben? Warum sagt man zwar vorsichtig, das römische Lehrbeanstandungsverfahren sei „verbesserungsfähig“, verbessert es aber trotz aller nun schon wieder fast jahrzehntealter Einwände nicht? Was ginge denn der Kirche an innerer Sicherheit und Festigkeit verloren, wenn sie in solchen Verfahren Akteneinsicht zuließe, die Mitwirkenden dem Betroffenen und der Öffentlichkeit bekanntgäbe und im Verfahren selbst dem Betroffenen einen freigewählten Anwalt gewährte, der ihm Argumentationshilfe gibt? Und warum sollte die römische Glaubensbehörde so viel Angst haben, bei Lehrbeanstandungsverfahren mehr „Öffentlichkeit“ zuzulassen? Macht man sich in Rom und bei den

Bischofskonferenzen eigentlich keine Gedanken darüber, wie sehr bei so einfachen Dingen wohlmeinende und rechtlich gesinnte Laien, die im Sinne heutigen profanen Rechtsempfindens denken, sich vor den Kopf gestoßen fühlen, und zwar bis in die kirchlichen Kernschichten hinein (vgl. ds. Heft, S. 63)? Und warum macht man es den weniger Wohlwollenden, die zwischen persönlicher Meinung, persönlichen Rechten und Rechten einer Glaubensgemeinschaft auf Selbstschutz und Authentizität nicht zu unterscheiden vermögen oder nicht unterscheiden wollen, so leicht, der Kirche allein wegen ungeeigneter Verfahrensmethoden Menschenrechtsverletzungen vorzuwerfen?

Es geht dabei in dem allem gar nicht einmal sosehr um ein mehr oder weniger an Freiheit im innerkirchlichen Raum. Es geht in allererster Linie um Glaubwürdigkeit. Eine Kirche, die nicht einmal in ihren Verfahrensweisen glaubwürdig wirkt, verspielt damit auch religiösen Kredit und verdirbt das menschliche Miteinander in der Kirche.

Und noch ein Beispiel des Einsatzes fragwürdiger Mittel zur Erreichung einer neuen Festigkeit.

Es gibt gegenwärtig eine besondere Empfindlichkeit wegen gelegentlicher Kritik am Papst, an Bischöfen und an kirchlichen Behörden und ein besonderes Unverständnis gegenüber *Kritik in der Kirche* überhaupt. Nicht selten – man kann es in Gesprächen immer wieder hören – wird Unmut schon geäußert, wenn irgendwo auf Grenzen einer Entwicklung oder einer Aussage, auf unterdrückte oder unausgesprochene Probleme oder auch nur auf die Ergänzungsbedürftigkeit oder -fähigkeit irgendeines amtlichen kirchlichen Dokuments hingewiesen wird. Offenbar wird da Information vielfach einfach mit Zustimmung verwechselt, als ob zur Information, die ihren Namen verdient, nicht die Darstellung von Lücken in einem Sachverhalt ebenso gehörte wie der Sachverhalt selbst. Man könne doch jetzt, da der Papst in der ganzen Welt soviel Zustimmung finde und von Rom so ungeahnt starke Impulse ausgehen, nicht „meckern“.

Richtig daran ist, daß jeder Kritiker noch mehr als jeder Kritisierte seine Grenzen sehen muß. Es bedarf, um die Dinge ins Lot zu bringen, der Gegenkritik. Ich glaube aber, daß die Kirche gerade angesichts eines starken Papstes nicht nur gesellschaftlich, sondern geistlich stärker wird, wenn Probleme, Vorbehalte, Mißverständnisse offen ausgetragen und geklärt werden. Im übrigen verdient gerade Johannes Paul II. bessere Kritiker, als er sie bisher gefunden hat. Wie sollte ein Mitdenken und Mitlieben mit der Kirche nicht mit sachlicher Kritik vereinbar sein? Schnell ist der Vorwurf „antirömischer Affekt“ zur Hand. Ich kenne aber keine Kirche in Europa, die in ihrer nachreformatorischen Geschichte so kontinuierlich und so selbstverständlich auf eine gute Weise romtreu war, und zwar in ihrer Führung wie in ihren Laien, wie die Kirche im deutschsprachigen Raum. Von antirömischem Affekt ist weitem nichts zu spüren, jedenfalls nicht bei denen, die öffentlich und persönlich zur Kirche stehen. Verbreitet ist allerdings die Sorge, das gegenwärtige Bemühen, wieder klare Identität zu zeigen, könnte auf einer zu schmalen Ba-

sis erfolgen; auf dem Weg, den die Kirche aufs neue mit den Menschen gehen will – es sei hier erinnert an das sehr eindringliche Wort Johannes Pauls II., der Mensch sei der Weg der Kirche –, könnte zu wenig menschliche Wirklichkeit eingefangen werden. Und es geht die Sorge um, daß menschliche Probleme verkürzt oder, wo solche ungleich sind, als zu gleich gewogen würden. Oder es gibt Bedenken wie die, daß die Kirche aus respektheischender, aber zu einseitiger Bindung an bestimmte Formen der Spiritualität, wie sie das ausnahmslos zölibatäre Priestertum darstellt, es versäumt, auf personell und sachlich bestmögliche Weise eine nicht nur bewahrende, sondern missionarische Seelsorge in der Zukunft zu sichern. Und ein letztes Beispiel als eines für viele andere, die hier nicht erörtert werden können.

Das neue Bemühen um Festigkeit findet auch seinen Niederschlag in strikteren Anforderungen an die *persönliche Lebensführung* derjenigen, die im kirchlichen Dienst stehen. Das kann aus Gründen größerer Glaubwürdigkeit gefordert sein, und niemand, der mit der Kirche denkt, wird hierin widersprechen wollen, auch wenn dabei für den einzelnen beträchtlich viele Probleme entstehen. Aber es gibt auch wieder den Zug zur Vereinfachung und Gleichmachung vor allem von Tatbeständen und Prinzipien, die mit der Sozial-, Sexual- und Familienmoral zu tun haben. Da wird der Marxismus verdächtigt, was kein Marxismus ist. Da wird das Verbot „künstlicher“ Empfängnisverhütungsmittel auf die gleiche Stufe gestellt wie die Unauflöslichkeit der Ehe oder das Verbot der Abtreibung, während doch jedes dieser Probleme eine je spezifische und sehr differenzierte Antwort verlangt. Verdirbt hier die „Festigkeit“ im einen nicht die Glaubwürdigkeit im anderen?

Kardinal Ratzinger hat jüngst im Blick auf den Fall Küng sinngemäß gesagt, die Kirche habe die Pflicht, den Glauben der einfachen Menschen gegen die Theorien der Intellektuellen zu schützen. Es interessiert hier nicht, ob der Vergleich auf den denkerisch eher schmalbrüstigen Theologen Küng überhaupt zutrifft. Es sei hier auch nicht untersucht, ob angesichts einer lawinenartigen Überrollung unseres gesellschaftlichen Lebens durch neue Irrationalismen etwas mehr Intellektualität nicht gerade im Wirken der Kirche besonders hilfreich wäre. Es darf aber wohl angemerkt werden, daß gerade die „Einfachen“ ihre Probleme mit der Kirche dort haben, wo es um Fragen der persönlichen Lebensführung geht. Sie wollen zuletzt zentralen sittlichen Grundsätzen der christlichen Botschaft widersprechen, haben aber Schwierigkeiten, manche kirchliche Forderung, so wie sie gestellt wird, in Einklang zu bringen mit ihrer eigenen Lebenserfahrung, und zwar nicht aus unerleuchtetem Willen, sondern aus durchaus christlich geformter sittlicher Urteilskraft.

Nun ist das für sich zwar auch noch kein Einwand gegen die Gültigkeit kirchlicher Forderungen, wohl aber eine berechnete Erwartung an die Kirche, daß sie Grundsätze, die zweifelhaft geworden sind, korrigiert oder besser begründet. Es ist z. B. zu wenig, wenn die Unauflöslichkeit der Ehe nur prinzipienhaft gepredigt wird und die stei-

gende Zahl von gescheiterten Ehen als allgemeiner Sittenverfall dargestellt wird. Es hat sich auch etwas gewandelt in den *gesellschaftlichen Beziehungsverhältnissen* in Ehe und Familie. Das hat mit dem objektiven Wandel der Lebensverhältnisse, aber nicht schon von sich aus mit sittlichem Zerfall zu tun. Die heutige Partnerschaftsehe erlaubt, die persönlichen Beziehungen auch persönlicher zu leben, aber die Partner sind darin auch stärker gefordert, auch sehr viel mehr aufeinander angewiesen, als dies einmal in der sozial pluriformeren Großfamilie der Fall war. Daß aufgrund der höheren Anforderungen aneinander auch mehr Ehen scheitern, dürfte einsichtig sein. Mit der bloßen Verkündigung in sich richtiger, aber vorwiegend kontextfreier, abstrakter Prinzipien werden Menschen in solchen Konflikten nicht mehr erreicht.

### Schwierige Bewährung

Verläßt sich die Kirche da nicht allzusehr auf das Meinungsbild des Teils ihrer Gläubigen, denen es vorwiegend um Sicherheit und erst zuletzt um Problemlösungen zu tun ist?

Es kommt erschwerend hinzu, daß die säkulare Gesellschaft mit ihren unterschiedlichen weltanschaulichen, religiösen und sittlichen Überzeugungen von sich aus dazu neigt, die Kirche in alternative Richtungen zu drängen: zur Wahrung ihrer Identität durch Rückzug ins Getto oder zur Anpassung an das profane Umfeld durch eine stärkere Vermischung von Geistlichem und Weltlichem, zur Angleichung an die in der Gesamtgesellschaft geltenden Lebensgrundsätze. Dieser Druck in alternative Richtungen verlangt von der Kirche eine besondere Bewährung, und diese Bewährung ist nicht leicht. Im Gefolge des konziliaren Aufbruchs geschah manches, was mehr nach Angleichung, nach Einebnung von Unterscheidungen, nach bloßer Konformierung mit dem profanen Umfeld aussah. Es wurde die Widerständigkeit moderner Lebensverhältnisse gegen die christliche Botschaft unterschätzt. Es sieht jetzt so aus, als würde das Pendel wieder überstark in die Gegenrichtung ausschlagen. Es besteht nun der Eindruck, die Kirche könnte bald so sehr vom Wunsch nach Geschlossenheit überwältigt werden, daß Suchende und Fragende sich in ihr heimatlos vorkommen müssen. Aber es geht für die Kirche nicht darum, irgend jemandes Heimat zu sein, weder der Fragenden und Suchenden noch der im Glauben Selbstgewissen. Ihr Auftrag ist der Mensch in seiner konkreten Heils- und Unheilssituation. Ohne diese Zuwendung an alle würde die Kirche auch in der imponierendsten Geschlossenheit ihre Sendung verfehlen.

D. A. Seeber

---

*Berichtigung: Die letzte Passage des Leitartikels des Januarheftes („Freiheit“) wurde durch einen drucktechnischen Fehler völlig entstellt. Der Satzsatz mußte richtig lauten: „Darüber Wahlkämpfe zu führen könnte sich sogar lohnen, auch wenn sie – unmöglicherweise – dann quer durch die Parteien geführt werden müßten.“*

---